

JASMINE HAYNES

ZÄHME MICH!

Erotische Momente

nur zur Ansicht



Weltbild Editionen



Jasmine Haynes
Zähme mich!

JASMINE HAYNES

ZÄHME
MICH!

Erotischer Roman

Aus dem Englischen von
Anna Wichmann

Weltbild

Besuchen Sie uns im Internet
www.weltbild-editionen.de

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild EDITIONEN
in der Weltbild GmbH & Co. KG,
Steinerne Furt, 86167 Augsburg
Copyright © der Originalausgabe 2011 by Jennifer Skullestad
Titel der Originalausgabe: »What happens after dark«
Copyright © 2013 by Bastei Lübbe GmbH & Co. KG, Köln
Einbandgestaltung: Nele Schütz Design, München
Titelmotiv: shutterstock_conrado
Satz: DTP-Verlagsservice Apel, Wietze
Druck & Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in the EU

Für meine Mutter,
weil sie eine ganz großartige Frau ist.
Ich liebe dich, Mum!

Danksagung

Ich danke meinem besonderen Netzwerk aus Freunden, die mich unterstützen, mit mir brainstormen und mich ermutigen: Bella Andre, Shelley Bates, Jenny Andersen, Jackie Yau, Ellen Higuchi, Kathy Coatney, Pamela Fryer, Rosemary Gunn und Laurel Jacobsen. Und natürlich gilt mein Dank auch meiner Agentin Lucienne Diver und meiner Lektorin Wendy McCurdy.

Prolog

Er legte den Kopf in den Nacken und genoss es, ihren Mund auf sich zu spüren. Großer Gott! Sie wusste genau, was ihn anmachte. Langsam senkte er den Kopf und öffnete die Augen, um ihren Anblick in sich aufzunehmen, wie sie auf dem dicken marineblauen Teppich vor ihm kniete und ihr das seidige lange Haar über den Rücken herabfiel. Mit ihren roten Fingernägeln, den roten Lippen und der alabasterfarbenen Haut war sie schöner als jedes Model auf dem Titel einer Zeitschrift.

Er stöhnte, als ihre Zunge eine empfindliche Stelle berührte. Seine Beine zitterten, seine Anspannung stieg, und das Verlangen wuchs in ihm.

Seit sechs Monaten unterstand sie seinem Befehl. Seit der Nacht, in der er sie in einem Klub in der Innenstadt von Derek gewonnen hatte, ihrem gewalttätigen Freund. Sie war nicht für die Klubszene geschaffen, und er hatte sie Derek abgenommen, wie die Kriegsbeute eines Faustkampfes, was sie im Grunde genommen auch war, da er ihn zusammengeslagen hatte, um sie zu retten.

Und sie war eine großartige Beute. Sie drückte seinen Schwanz, neckte ihn und trieb ihn in den Wahnsinn. Er glaubte, sein Kopf müsste explodieren. Doch er schob seine Finger in ihr Haar und drückte sie nach hinten. »Noch nicht«, murmelte er.

Sie sah mit Augen, die wie Sapphire wirkten, zu ihm hin-

auf. »Habe ich etwas falsch gemacht, Meister?« Ihre Stimme war sanft und süß und glich dem Plätschern eines Baches in der Ferne.

Sie bestand darauf, ihn Meister zu nennen, als ob er ihr Dom und sie seine Sklavin wäre. Dieser dominante Lebensstil war ihm derart fremd gewesen, dass er sich erst einmal im Internet informiert hatte, nachdem er sie in diesem Sexklub in San Francisco entdeckt hatte. Es gab einige Aspekte daran, die er durchaus genoss – sie zu fesseln, ihr die Augen zu verbinden, das Spanking, Spielzeuge, sie dazu zu bringen, ihre Grenzen auszuloten –, aber die Erniedrigung, Degradierung, sie zum Weinen zu bringen, sie wie ein Ding einem anderen Mann zu geben (wobei er Derek erwischte hatte), all das mochte er nicht. Sie ließ sich gern dominieren, aber sie musste sich auch wie jemand Besonderes fühlen. Sie brauchte Bestätigung und litt, wenn man sie ignorierte.

Doch es war ihm ohnehin unmöglich, sie zu ignorieren. Selbst wenn sie nicht bei ihm war, träumte er von ihr. In seinen heißen Fantasien war sie mit Handschellen an sein Bett gefesselt und flehte ihn an, sie zu besteigen. Ja, ihm gefiel die dominante Rolle. »Ich habe dir doch gesagt, dass du dich zurückhalten sollst«, tadelte er sie streng.

»Du solltest mich dafür bestrafen«, flüsterte sie. »Weil ich so eine Schlampe bin und so ungezogen.«

Das war noch etwas, das ihr gefiel: Beleidigungen. Schlampe, Nutte, wenn nicht gar Schlimmeres. Zuerst hatte er es nur getan, weil es sie anmachte, doch dann war er selbst dadurch noch geiler geworden. Durch sie hatte er gelernt, wie heiß man durch schmutziges Bettgeflüster werden konnte. Und dann war da noch die Sache mit der Bestrafung ...

»Leg dich aufs Bett, du Hure«, ordnete er an, und seine Erektion wurde noch steifer, als das Blut in seinem Penis pulsierte.

Sie biss sich auf die Unterlippe, zog die Luft ein, und ihre Nasenflügel flatterten vor Aufregung. Dann stand sie anmutig auf und ging mit ruhigen Bewegungen zum Bett. Er zog die Vorhänge zu, um die kalte Januarnacht auszusperren, und das weiche Licht im Schlafzimmer umspielte ihren schlanken Körper, die eleganten Rundungen ihres Rückens und ihres Hinterns. Sie hatte lange und geschmeidige Gliedmaßen und kleine Brüste mit dunklen Höfen. Mit ihren ein Meter fünfundsiebzig war sie eine große Frau, und selbst barfuß überragte er sie nur um wenige Zentimeter. Über seine Größe hatte er sich nie viele Gedanken gemacht, und obwohl Derek größer und kräftiger gewesen war, hatte er sie dennoch gewonnen.

Sie kletterte auf allen vieren auf das große Bett und reckte ihm ihren herzförmigen Hintern entgegen.

»Auf den Rücken«, befahl er. »Spreiz deine Arme und Beine!«

Sie legte sich hin, und ihre Muschi glänzte. Ihre Haut bildete einen starken Kontrast zu der dunkelroten Bettwäsche und schien förmlich zu glühen. »Ich weiß, dass ich böse gewesen bin, Meister. Du musst mich bestrafen und mich so beschimpfen, wie ich es verdient habe.«

Er ging davon aus, dass sie einige Beziehungen hinter sich hatte, die tief in ihr verborgene Unsicherheiten ans Licht gebracht hatten, weil sie jetzt auf solche Dinge stand. Die Arschgeige Derek war bestimmt nicht der Erste gewesen. Allerdings konnte er nicht leugnen, dass er sie auch gern mal

zärtlich geliebt hätte und sich nach mehr Intimität sehnte. Er wollte mehr über sie wissen, mehr als nur Sex von ihr, sich auf tieferer Ebene mit ihr vereinen. Doch er verspürte auch Macht, wenn er sie dominierte. Sie ergötzen sich beide an ihren schmutzigen kleinen Spielchen. Er hatte erst die fellbesetzten Handschellen gekauft und dann das Himmelbett, an dem er sie anbringen konnte. Die Schals in der obersten Schublade seiner Kommode, mit denen er ihr die Augen verbinden oder sie fesseln konnte, verbargen eine Vielzahl an Spielzeugen, die er an ihr ausprobierte.

Er hoffte nur, dass keine seiner Töchter in den Semesterferien in seinen Sachen herumwühlte.

»Schal oder Handschellen?« Anhand ihrer Entscheidung konnte er ihre Stimmung immer recht gut einschätzen. »Was hast du verdient, du dreckige kleine Schlampe?«

Ihre Lippen teilten sich, und ihre Augen schienen noch dunkler zu werden. »Handschellen«, flüsterte sie.

Sie wollte es also etwas härter. Vermutlich war heute bei der Arbeit irgendwas vorgefallen. Nicht, dass sie ihm je etwas über ihr Leben abseits ihrer Beziehung erzählt hätte. Selbst wenn er sie danach fragte, blieb sie verschlossen. Dieses ausweichende Verhalten musste er ihr noch austreiben, und er war zuversichtlich, dass ihm das gelingen würde. An diesem Abend hatte sie sehr angespannt gewirkt, als sie zu ihm gekommen war. Eigentlich war sie schon seit Wochen ungewöhnlich gestresst, und er hatte herausgefunden, dass sie umso stärker dominiert werden wollte, je härter ihr Tag gewesen war.

»Breiter, Schlampe«, forderte er und hielt eine ihrer zarten Fesseln fest. Sie streckte sich für ihn, und ihr Duft stieg ihm in die Nase und wirbelte um ihn herum. Er war steif und be-

gehrte sie, aber die Nacht wäre rasch zu Ende, nachdem er gekommen war, und er wollte sie in die Länge ziehen.

Sie blieb nie über Nacht. Sie kuschelten danach auch nicht. Er wusste weder genau, wo sie wohnte noch wie die Firma hieß, für die sie arbeitete, sondern nur, dass sie fünfunddreißig und ledig war, keine Kinder hatte, als Buchhalterin arbeitete und promiskuitiv war. Dass er in den vergangenen sechs Monaten ihr einziger Liebhaber gewesen war, war ungewöhnlich.

Doch er sah es auch als Bestätigung dafür, dass er ihr das gab, was sie brauchte.

Sie sehnte sich nach der Unterwerfung, aber am besten gefiel es ihr, wenn er in ihrem Mund kam und sie sein Sperma schlucken konnte. Dabei genoss sie jedes Stöhnen und jeden seiner Lustschreie. Wenn es ihm nicht gelang, sie zum Orgasmus zu bringen, bevor er kam, dann erreichte sie den Höhepunkt gar nicht. Es war fast so, als bräuchte sie den Orgasmus nicht, um sich befriedigt zu fühlen.

Doch in diesem Moment gierte es ihn nach *ihrem* Höhepunkt, er wollte *ihr* Lust schenken und spüren, wie sich ihr Körper nach ihm sehnte.

Nachdem er um das Bett herumgegangen war, fesselte er ihren zweiten Fuß, um danach ihre Handgelenke an den Bettpfosten festzubinden. Er fragte sie nicht, ob es zu fest war, da sie ihm ohnehin nur antworten würde, dass sie alles ertragen würde, was er mit ihr machte.

»Was hast du mit mir vor, Meister?«, wollte sie mit zitternder Stimme wissen, doch es war keine Furcht, sondern Verlangen, das ihre Stimme beben ließ. Wenn sie gefesselt war, konnte er sie dazu zwingen, sich gehen zu lassen.

»Möchtest du, dass ich dich ficke?«, murmelte er, kletterte aufs Bett und beugte sich über sie, um ihren Duft in sich aufzunehmen. Ihm wurde beinahe schwindlig.

»Ich bin deine Hure und tue, was immer du willst, Meister.«

Was er wollte? Himmel! Er wollte so viel, all die Dinge, die sie zurückhielt, und vor allem wollte er *sie*. Ihre Gedanken, ihre Gefühle, ihre Ängste, ihre Freude, ihre Vergangenheit. Ja, all diese Dinge, aber vorerst musste er sich mit weniger zufriedengeben und es genießen, bis sie ihm mehr gab.

Er packte ihr Kinn, hielt es fest und zwang sie, ihm in die Augen zu sehen. »Ich möchte, dass du meinen Namen schreist, wenn du kommst.«

Sie blinzelte mehrmals schnell, und ihm war klar, dass es nicht das war, was sie hören wollte. Sie wollte *seinen* Orgasmus. Doch sie war seine Sklavin, daher gab sie ihm die Antwort, die er erwartet hatte. »Das werde ich.«

Er presste seine Lippen auf ihre, küsste sie aber nicht. »Ich werde dich jetzt lecken, meine süße kleine Schlampe. Denn genau so sollst du kommen«, flüsterte er ihr zu.

Daraufhin verspannte sie sich. Er hatte es ihr noch nie mit dem Mund gemacht, wenn sie nicht gefesselt war. Eigentlich brachte er sie nie mit dem Mund, der Zunge oder den Fingern zum Orgasmus, wenn sie sich bewegen und somit wehren konnte. Aber das gefiel ihm, da sie ihm in diesen Augenblicken wirklich gehörte und sich gehen ließ. Als würden die Fesseln ihr eigentlich die Freiheit schenken.

»Aber musst du nicht auch kommen?« Ihre Stimme hob sich am Ende des Satzes wie bei einer Frage, klang aber dennoch schmeichelnd wie bei einer Sirene.

Großer Gott, ja, natürlich musste er in ihr oder in ihrem Mund kommen. Oder durch ihre Hand. Sie würde ihn auf jede Art bearbeiten, wenn er sie ließ. Doch er wollte ihren Höhepunkt, den Gipfel ihrer Kapitulation.

»Ich werde dich lecken, und du wirst schreien.« Er legte sich auf sie, Haut auf Haut, und sah ihr in die weit aufgerissenen Augen mit den geweiteten Pupillen, während sich ihre Nippel gegen seine Brust drückten. »Nicht wahr?«

Sie gab nach. »Ja, Meister«, flüsterte sie, doch es war kaum mehr als ein Hauchen.

Dann rutschte er langsam tiefer und kostete ihre Haut, ließ seine Zunge über ihre Brüste, ihren Bauch bis hinunter zu den gestutzten Haaren auf ihrem Venushügel gleiten.

»Du riechst so gut.« Er atmete tief ein und berührte sie dann kurz mit der Zunge. »Und du schmeckst auch so gut.« Er liebte ihre Muschi, sie war großartig, voll, pink und ihre Klit prachtvoll.

Er leckte sie und genoss ihren Geschmack in seinem Mund. Gott! Wie er das liebte! Sie zerrte an ihren Fesseln, und ihr leises Stöhnen erfüllte den Raum. Er steckte erst einen und dann noch einen zweiten Finger in sie und verwöhnte abwechselnd ihren G-Punkt und ihre Klit.

Sie keuchte. Stöhnte. Das war Musik in seinen Ohren. Dann begannen ihre Beine zu zittern, ihre Schreie wurden lauter, sie rief seinen Namen, und ihr Körper zuckte. Er hörte nicht auf, sondern verlängerte ihren Orgasmus, bis sie schließlich erschöpft auf dem Laken lag und sich ihr dunkles Haar auf dem Kissen ausgebreitet hatte.

Ihren Geschmack noch auf den Lippen, legte er sich neben sie. »Hat dir das gefallen?«

»Es war himmlisch, Meister.« Sie schluckte und schloss die Augen.

Er wollte gar keine Bestätigung, aber das kam ihm doch irgendwie ... zu schnell. Es war fast so, als ob sie ihn besänftigen wollte.

»Aber du bist nicht gekommen«, fügte sie hinzu.

Er sah sie lange und abschätzend an und in ihm schien etwas zu zerbrechen. »Hattest du etwa auch keinen Orgasmus?«

Erneut schluckte sie. Es war fast so, als hätte sie einen nervösen Tick entwickelt. »Doch.«

»Lüg deinen Meister nicht an!« Er biss die Zähne zusammen, weil ihm noch andere Worte auf den Lippen lagen. Er konnte sie *Schlampe*, *Hure*, *Nutte* nennen, fast so, als ob er sie verführen wollte, doch im Nachhinein klangen diese Worte bei Weitem nicht mehr so erregend.

Sie holte tief Luft, sodass sie ihre Brust hob, und ihre Haut färbte sich rosa, aber nicht so, als hätte sie gerade einen großartigen Orgasmus gehabt, sondern eher aus Nervosität.

»Ich bin sehr verärgert, dass du nicht gekommen bist.« Er verwendete eine Sprache, die sie verstand und auf die sie reagierte.

Doch dieses Mal wich sie ihm aus. »Ich werde dir einen blasen«, flüsterte sie. Dann bewegte sie die Arme und zererte an den Fesseln, als ob sie es kaum erwarten könnte, ihn zu berühren. »Ich werde es dir besorgen.«

In seinem Inneren breitete sich Kälte aus. »Wie oft hast du den Orgasmus nur vorgetäuscht?«

»Noch nie«, flüsterte sie und sah seine Nase, seine Wange, seinen Mund an, nur um ihm nicht in die Augen blicken zu müssen.

Aber er spürte ihre Lüge, da sich ihr Körper versteifte. Er fragte sich, wie oft sie ihm den Höhepunkt nur vorgegaukelt hatte, wie oft er so von ihr gefangen und von dem, was er durch sie fühlte, abgelenkt gewesen war, dass er nicht einmal bemerkt hatte, wie gut sie ihm etwas vorspielte.

Scheiße! Er war fünfundvierzig Jahre alt und damit zu alt, um verarscht zu werden, und doch traf ihn diese Lüge schwer. Er wollte ein Teil ihres Lebens sein. Er wollte, dass sie mehr über ihn, seine Töchter und seine Arbeit wusste, sogar von seiner gescheiterten Ehe wollte er ihr erzählen. Und er wollte alles von ihr wissen. Manchmal ärgerte er sich maßlos über die Geheimnisse, die sie vor ihm hatte, wie sie sich emotional zurückhielt. Aber *das hier* war, was sie hatten. Sie rief an, kam zu seinem Haus, ließ sich von ihm beschimpfen, fesseln, die Augen verbinden oder spanken. Wenn sie seiner Gnade ausgeliefert war, konnte er mit ihr machen, was er wollte. Der Sex mit ihr war großartig, aber er wollte etwas Authentischeres von ihr, etwas Realeres, mehr als nur Bruchstücke ihres Lebens. Er wollte eine ganze Nacht mit ihr verbringen, ohne dass sie rasch wieder ging. Danach sehnte er sich schon seit Monaten, aber er hatte sie nicht gedrängt, sondern ihr Zeit gelassen. Nur um herauszufinden, dass sie einige ihrer Orgasmen nur vorgetäuscht hatte. Verdammst noch mal!

»Fick mich«, säuselte sie, und er bemerkte, dass sie ihn verführen wollte. Sie sagte nie, was sie wollte, bat nie um irgendetwas, aber sie konnte Befehle befolgen. Und wie sie Befehle befolgen und ihn um den Verstand bringen konnte! Dass sie jetzt um etwas bat, war neu und passte nicht zu ihr. »Ich werde dafür sorgen, dass du dich gut fühlst«, fügte sie hinzu.

Wenn er in sie eindrang, fühlte er sich mehr als nur gut. Wenn er tief in ihr war, konnte sie ihn in eine andere Dimension befördern. Das war keiner anderen Frau vor ihr je gelungen, nicht einmal seiner Exfrau, als er sie noch für die Frau seiner Träume gehalten hatte.

Er wurde manipuliert. Sie wich dem aus, was er eigentlich von ihr wollte. Wütend stieg er aus dem Bett, stellte sich daneben und starrte auf ihren perfekten Körper herab, der auf dem Rücken vor ihm lag, und verlor sich im Glanz ihrer strahlend blauen Augen. Er wusste, dass er sie ficken würde. Weil er es selbst unbedingt wollte. So war es vom ersten Moment an, in dem er sie gesehen hatte, immer gewesen.

Aber das Spiel musste sich ändern, die Regeln mussten neu geschrieben werden. Er wollte mehr als Sex, er wollte alles. Und er würde es bekommen. Und wenn er ihr befehlen musste, es ihm zu geben.

Schließlich war er der Meister.

Kapitel 1

Bree Mason hatte ihr gesamtes Leben als Erwachsene, wenn nicht sogar noch länger, gelernt, mit Männern umzugehen. Doch in der vergangenen Nacht hatte sie bei *ihm* alles falsch gemacht. Sie war sich nicht sicher, wie genau es ihr gelungen war, die Sache zu vermasseln. Sie hatte gezittert und seinen Namen geschrien, sich unter seinem Mund aufgebäumt und die richtigen Geräusche sowie die entsprechenden Bewegungen gemacht. Es war so viel leichter, den Orgasmus einfach nur vorzutäuschen und es sich später selbst zu machen, wenn ihr danach war. Wenn *sie* diejenige war, die es tat. Wenn es keine Schuldgefühle gab, weil sie von einem Mann berührt wurde und es sich gut anfühlte. Normalerweise mochte sie es nicht, von einem Mann zum Höhepunkt gebracht zu werden, es sei denn, es war Teil einer Bestrafung. Aber dieses Mal hatte Luke Raven gemerkt, dass sie ihm etwas vorgespielt hatte. Nur wie?

Er war der einzige Mann, der je Lust auf Zärtlichkeit verspürt hatte. Ihm gefiel es einfach, wenn sie kam. Sie glaubte fast, dass er manchmal versuchte, in ihre Seele zu blicken. Doch sie hatte Angst, dass er zurückschrecken würde vor dem, was er darin sah, wenn sie es je zuließ.

»Hey, Bree, könnten Sie mal kurz in mein Büro kommen?«

Beim Klang der Stimme erschreckte sich Bree. Ihre Chefin,

Erin DeKnight, stand auf einmal in der Tür ihres Büros, als hätte sie sich wie ein Gespenst einfach materialisiert, und winkte sie zu sich heran. Allein aus Prinzip drehte sich Bree der Magen um. Sie ging immer vom Schlimmsten aus, sie konnte einfach nicht anders. Wenn man damit rechnete, konnte man es zuweilen umgehen und Schadensbegrenzung betreiben. Als Erin Bree das letzte Mal in diesem Tonfall in ihr Büro gebeten hatte, war sie ordentlich zusammengefallen worden. Natürlich war es allein Brees Schuld gewesen. Wenn man sich seltsam und geheimnisvoll benimmt, bekommt man irgendwann nun mal die Quittung dafür.

Also sprang sie auf, um ihrer Chefin zu folgen und Schadensbegrenzung zu betreiben, falls es erforderlich war.

Erin war vierzig und somit fünf Jahre älter als Bree, aber immer noch schlank und hatte knallrote Haare. Sie war schlank, selbstbewusst und leitete DeKnight Gauges als wäre sie die Kapitänin eines Schiffes. Erin schien nie an sich zu zweifeln, und sie verwies einen nie an Dominic, nur weil er ihr Ehemann und ein Mann war. Gemeinsam leiteten sie die Firma, die von den Angestellten nur DKG genannt wurde, und teilten sich die Verantwortung. Erin kümmerte sich um die alltäglichen Vorgänge wie den Zusammenbau der Ultraschalltestgeräte, die sie produzierten, während Dominic, der Ingenieur, am Design der Produkte arbeitete und den Großteil des Marketings übernahm. In den sechs Jahren, die Bree jetzt für sie arbeitete, hatte sie noch keinen Streit zwischen den beiden mitbekommen. Natürlich hatten sie eine schwere Zeit zu überstehen gehabt, als sie vor etwas über einem Jahr ihren Sohn Jay verloren hatten, doch das war allen bei DKG so gegangen. In den letzten Wochen schien sich Erin aller-

dings verändert zu haben. Während er zuvor von niemandem erwähnt worden war, weil sie den Schmerz nicht ertragen konnte, standen auf einmal wieder Bilder von Jay in Erins Büro. Als sie die Tasse mit der Aufschrift »Die beste Mutter der Welt« wieder mit zur Arbeit brachte, waren alle ziemlich schockiert gewesen, allerdings kam das auch fast einer Einladung gleich, sich wieder an Jay erinnern zu dürfen.

Erin schloss die Tür, die ihr Büro mit dem runden Raum verband, in dem der Konferenztisch, die gemeinsam genutzten Bürogeräte und die Kaffee-Ecke waren. Wenn man sich einen Kaffee eingoss, konnte man alles hören, was in irgendeinem an den zentralen Bereich angrenzenden Büro gesagt wurde, und manchmal sogar noch Worte verstehen, die in der Fabrik auf der anderen Seite oder im Ingenieursbereich am anderen Ende gesprochen wurden. Wenn Erin die Tür schloss, dann hatte sie etwas zu sagen, das nur Bree hören sollte.

Bree setzte sich auf den Besucherstuhl und faltete die Hände.

Bevor sie sich an ihren Schreibtisch setzte, zog sich Erin ihren Blazer über. »Verdammt, ist das heute kalt.«

Regen prasselte gegen das Fenster des Büros. In der San Francisco Bay war der Januar meist sehr angenehm, häufig war es sogar so warm, dass man etwas Kurzärmliges anziehen konnte. Der Regen kam im Allgemeinen erst im Februar zurück. Doch dieses Jahr sollte anscheinend nasser werden als die letzten. Bree drückte ihre Finger gegeneinander, um sich zu wärmen.

Erin schob ein Blatt Papier über den Schreibtisch. »Das ist

heute Morgen mit der Post gekommen, und ich habe eben mit Marbury telefoniert.«

Denton Marbury war ihr Wirtschaftsprüfer und Steuerberater. Bree war zwar für die Buchhaltung innerhalb der Firma verantwortlich, doch mit Ausnahme der Verkaufssteuermeldungen, die ziemlich einfach waren, hatte sie mit den Abgaben an die Regierung nichts zu tun. Sie beugte sich vor und zog den Brief mit einem Finger näher zu sich heran, bis sie den Briefkopf der Steuerbehörde erkannte. Ihr sackte das Herz in die Hose, und ihr wurde speiübel.

»Sie haben eine Betriebsprüfung angekündigt«, sagte Erin.
»Ich habe es vorhin Marbury zugefaxt.«

Selbst wenn man nichts falsch gemacht hat, wird der Puls automatisch schneller, sobald man das Wort *Steuerbehörde* liest.

»Sie müssen sich keine Sorgen machen, Bree. Marbury hat gesagt, er regelt das. Aber Sie müssen die ganzen Akten rausuchen, die sie sehen wollen. Er wird mir eine vollständige Liste aller Belege zumailen, die er braucht, sobald er sich den Brief genau durchgelesen hat.«

Denton Marbury. *Urgs*. Natürlich würde er Bree nicht die Liste schicken. Nein, es musste alles über Erin laufen. In diesem Moment wurde Bree klar, dass sie noch keinen Ton gesagt hatte. Sie schluckte ihren Ärger herunter. »Das ist kein Problem. Wann soll die Betriebsprüfung stattfinden?« Sie gab sich große Mühe, zuversichtlich zu klingen und nicht so eingeschüchtert, wie sie sich fühlte.

»Der Termin ist erst Mitte Februar, aber Marbury braucht die Akten bereits in zwei Wochen, damit er sie durchgehen kann.«

»In zwei *Wochen?*« Brees Stimme klang schrill. Es war Freitag, der fünfte Tag der Jahresinventur. Sie musste noch unzählige Berichte schreiben, die neuen Standardpreise überprüfen, den Geschäftsbericht fertigstellen, die Veränderungen der Arbeitsabläufe analysieren, da die Signalgeber jetzt intern produziert wurden, und hatte auch noch Unmengen anderer Dinge zu erledigen, nicht zu vergessen die ganzen Formulare, die sie an ihre Zulieferer rausschicken musste, und zwar noch vor Monatsende. Am meisten ärgerte sie sich darüber, dass sich Marbury die Akten, die sie ihm zusammenstellte, ohnehin erst am Morgen der Buchprüfung ansehen würde. So war er nun mal. Er war ein großer Mann mit lauter Stimme, die aus der Tiefe seines Bauches zu kommen schien und die immer ein wenig bedrohlich klang, und bei ihm fühlte sie sich ... klein. Sie verspürte den schrecklichen Drang, sich zusammenzukrümmen, wann immer sie ihn sah, und dafür hasste sie sich. Das einzig Gute war, dass er sie noch nie wirklich dabei erwischt hatte, wie sie vor ihm zusammenzuckte.

»Das ist eine Menge Arbeit«, stellte Erin fest. »Insbesondere hinsichtlich der Sache mit Ihrem Vater. Soll Marbury dort anrufen und um eine Verschiebung bitten?«

»Nein«, erwiderte Bree rasch. Sie würde es schaffen. Sie war gut organisiert und konnte alles bewältigen. Vor allem wollte sie nicht als klein angesehen werden. »Ich werde mir ansehen, was sie haben wollen, und sage Bescheid, falls es Probleme gibt.« Sie überflog die Liste. »Das sieht alles nach reiner Routine aus.« Dann drückte sie den Brief gegen ihre Brust.

»Bree.«

Bree schluckte. Sie wusste, was jetzt kommen würde. »Mir

geht es gut«, sagte sie und versuchte, Erins Worten Einhalt zu gebieten.

»Ich weiß, wie es Ihnen geht«, meinte Erin freundlich.
»Aber wie geht es Ihrem Vater?«

Bree schürzte die Lippen und wusste, dass sie jetzt einen Gesichtsausdruck machte, den sie an sich nicht leiden konnte. »So gut, wie man es erwarten kann.« Sie behauptete nicht, dass es ihm gut ging, denn das wäre gelogen gewesen.

»Dominic und mir tut die Sache sehr leid.«

Die Sache. Die Krebserkrankung ihres Vaters. Seine *Krankheit.* »Vielen Dank«, erwiderte Bree.

»Wenn Sie ein paar Tage freinehmen wollen, lassen Sie es mich wissen. Wir werden uns um alles kümmern.«

»Das weiß ich sehr zu schätzen.« Ihre Finger fühlten sich ganz taub an, wie immer, wenn sie über *die Sache* reden musste.

Sie hatten vor dem Jahreswechsel darüber gesprochen. Gut, sie hatten nach dem großen *Zwischenfall*, als jemand Externes vertrauliche Informationen gestohlen hatte, über ihren Vater gesprochen.

»Ich weiß, dass Sie nicht darüber nachdenken wollen«, fuhr Erin fort, »aber wenn die Zeit gekommen ist, dann haben Sie unsere ganze Unterstützung, was immer auch vonnöten ist.« Das war noch eine Sache, die sich bei Erin kürzlich verändert hatte: Auf einmal konnte sie viel besser mit Mitgefühl und Trauer umgehen.

»Das ist sehr nett von Ihnen, Erin.« Seit dem *Zwischenfall*, wie Bree die Angelegenheit nannte, überschlug sich Erin förmlich damit, sich bei Bree dafür zu entschuldigen, dass sie auch nur auf den *Gedanken* gekommen war, Bree könnte et-

was damit zu tun gehabt haben, dass die Verkaufszahlen in fremde Hände gefallen waren. Doch sie hatte sich bei der Arbeit tatsächlich seltsam und geheimnisvoll benommen und konnte es Erin nicht verdenken, dass sie Verdacht geschöpft hatte. Aber das hatten sie überwunden, wenngleich Erin nicht die leiseste Ahnung hatte, wie viel es Bree bedeutete, von ihr akzeptiert zu werden. Erin hatte Brees Gefühle hinsichtlich der Krankheit ihres Vaters nachvollziehen können und ihre Ängste verstanden. Erin wusste, wie es war, den Kopf in den Sand zu stecken und zu versuchen, so zu tun, als wäre nichts passiert und als würde nichts geschehen, sich vorzumachen, alles wäre in bester *Ordnung*.

Erin lehnte sich zurück und hob beschwichtigend die Hände. »Dann werde ich das Thema auf sich beruhen lassen. Ich weiß, dass Sie mit alledem fertig werden, aber wenn Sie das Gefühl bekommen, dass es Ihnen über den Kopf wächst, reden Sie mit mir. Und diese Buchprüfung ist keine große Sache. Marbury wird ihnen schon den Wind aus den Segeln nehmen, das hat er mir versichert.«

Genau. Marbury hatte es Erin versichert, aber es war eine ganz andere Sache, wie er Bree behandelte. Wie dem auch sei. Sie würde damit fertig werden, und wenn sie etwas nicht schaffte, würde sie eben so tun, als ob.

Darin war sie sehr gut. Hatte Luke das nicht selbst gesagt? Als sie an ihn dachte, wurde ihr ganz warm, und die wilde kleine Bestie in ihr wurde besänftigt, was eigentlich merkwürdig war, wenn sie daran dachte, wie sie sich am vergangenen Abend verabschiedet hatten.

Bree stand auf. »Okay, ich mache mich an die Arbeit. Und die Inventardifferenzen prüfe ich bis heute Abend.« Sie war

auf einige unstimmige Stellen gestoßen und musste herausfinden, wo das Problem lag, ob die Pläne verkehrt waren oder es Fehler in den Rechnungen für die Materiallieferungen gab.

Als sie wieder in ihrem Büro saß, ging sie die Liste für die Buchprüfung durch. So schlimm war die Sache gar nicht. Das größte Problem waren die Gemeinkosten, die sie für die Inventarbewertung zugrunde legte. Die würde sie erklären müssen, aber sie hatte sich bereits einige Notizen in der entsprechenden Akte gemacht und verwendete immer dieselbe Methode, seitdem sie vor einigen Jahren zu dem neuen System übergegangen waren. Sie hatte Marbury sogar schon alles erklärt.

Ihr Vater war der Ansicht, dass sie in ihrer Karriere schon viel weiter sein müsste, aber sie war kein Manager und eignete sich nicht dazu, andere zu beaufsichtigen. Nein, sie war kaum mehr als eine richtige Buchhalterin. Allerdings wusste sie *alles* über DKG. Und die DeKnights brauchten sie. Außerdem kam sie sehr gut zurecht. Ihr gehörte sogar eine kleine Wohnung drüben in Newark. Sie war unabhängig. Sie war *glücklich*.

Aber sie mochte keine Veränderungen.

Das Telefon auf ihrem Schreibtisch klingelte. »Hier ist Bree Mason. Wie kann ich Ihnen helfen?«

Die Stimme am anderen Ende war kaum mehr als ein Flüstern. »Ich kann das nicht mehr, Brianna. Bitte!«

In Brees Bauch zog sich alles zusammen. Ihre Mutter war die Einzige, die sie Brianna nannte, und das auch nur, wenn sie sich sehr aufregte. »Warum hast du mich nicht auf dem Handy angerufen, Mom?«

»Weil ich wusste, dass du nicht rangehen würdest.«

Okay, sie gab ja zu, dass sie eine schlechte Tochter war. »Ich gehe jeden Tag ans Handy.« Aber nur einmal am Tag, weil sie es öfter einfach nicht ertragen konnte.

»Ich kann mich nicht mehr alleine um ihn kümmern, Brianna.« Sie hörte ihrer Mutter an, dass sie weinte.

»Er muss in ein Hospiz, Mom.«

»Er möchte zu Hause sterben.«

Bree konzentrierte sich auf ihre Atmung. »In einem Hospiz kann man viel besser für ihn sorgen.«

»Das hier ist sein Zuhause.«

Ihre Eltern hatten schon vor Brees Geburt in dem Haus in Saratoga gewohnt. Es hatte vierzigtausend Dollar gekostet, war komplett abbezahlt und inzwischen ein kleines Vermögen wert, obwohl die Immobilienbranche eingebrochen war. Ihrer Meinung nach sollten ihre Eltern das Haus verkaufen und sich ein kleineres, praktischeres suchen.

Aber ihr Vater weigerte sich. Wie immer.

»Du musst dich durchsetzen, Mom, und ihm sagen, dass du es nicht mehr schaffst.«

»Ich würde es schaffen, wenn du nach Hause kommst und mir hilfst.«

Das war es also. Sie wollten, dass sie nach Hause kam. Sie wollten sie zurück. Bei ihrem Vater war vor fünfzehn Monaten Lungenkrebs diagnostiziert worden. Er hatte eine Strahlungs-therapie bekommen, und die Krankheit stagnierte eine Weile. Vor zwei Monaten, kurz nach Thanksgiving, hatten die Ärzte dann festgestellt, dass der Krebs in seine Nieren gewandert war. Jetzt war es nur noch eine Frage der Zeit.

Bitte zwing mich nicht dazu, Daddy!

Sie konnte unmöglich wieder nach Hause ziehen. Es fiel

ihr schon schwer genug, jeden Sonntag zum Essen hinzufahren, wozu sie ihre Mutter zwang, seitdem Bree nach dem College in ihre erste eigene Wohnung gezogen war. Am letzten Sonntag war sie davon überzeugt gewesen, dass ihr Vater einen Schlaganfall erlitten hatte. Sein Gesicht war einfach eingefallen, als sie ihn mit zerstampften Pfirsichen gefüttert hatte, als hätten alle Muskeln auf einmal die Funktion eingestellt. Er hatte ausgesehen wie ein Clown mit diesem schiefen Grinsen im Gesicht. Dann war es wieder vorbei, und er hatte weiter seine Pfirsiche gemümmelt, als ob nichts geschehen wäre. Irgendwann hatte auch ihr eigenes Herz wieder angefangen zu schlagen.

Sie konnte das einfach nicht tagaus, tagein machen.

Ihre Mutter weinte jetzt hörbar. Bree hielt die Luft an. Ihre Augen brannten, und sie schiefte.

»Bitte, Brianna, hilf mir! Ich weiß nicht mehr, was ich machen soll.«

Bree dachte an das, was Erin bei ihrem Gespräch kurz vor Silvester gesagt hatte, als Bree ihr gestanden hatte, wie krank ihr Vater war und dass er nicht mehr lange zu leben hatte. Erin hatte gesagt, dass sie kein schlechter Mensch war, nur weil sie nicht hinziehen wollte, sich dem nicht stellen wollte, es nicht mit ansehen wollte. Erin fand es verständlich und normal, wenn Menschen so reagierten.

Vielleicht war es ja wirklich normal. Aber Bree wusste, dass sie ein schlechter Mensch war, weil sie ihre Mutter weinen hörte und ihr diesen Wunsch dennoch nicht erfüllte.

Zwing mich nicht dazu! Bitte zwing mich nicht dazu!

Sie war fünfunddreißig Jahre alt und betete wie ein kleines Kind zu Gott. Doch Gott würde sie nicht retten. Er würde

ihr nicht aus heiterem Himmel eine andere Alternative anbieten. Letzten Endes wusste sie auch nicht, wie lange sie sich selbst noch im Spiegel ertragen konnte, wenn sie nicht hinfuhr.

»Okay, Mom«, sagte sie schließlich. »Ich komme. Ich bin morgen früh da.« Samstag. Erst musste sie ein paar Sachen packen und ihre Blumen gießen. Sie konnte ihre Pflanzen ja nicht sterben lassen.

Nachdem ihre Mutter aufgelegt hatte, drückte Bree den Hörer an die Brust und konzentrierte sich darauf, einfach weiterzuatmen. Sie konnte das schaffen. Sie konnte stark sein. Sie konnte wie Erin sein.

Aber wenn sie das tun musste, dann brauchte sie irgendetwas, das ihr half, die Sache durchzustehen. Normalerweise bat sie ihn nicht um zwei Abende nacheinander, aber sie brauchte ihn so sehr.

Also stand sie auf und schloss mit einem leisen Klicken ihre Bürotür. Wieder auf ihrem Stuhl, wählte sie seine Nummer, die sie per Kurzwahl gespeichert hatte, und als er ans Telefon ging, sagte sie die magischen Worte: »Willst du mich heute Abend, Meister?«